

Sabine Schulze Gronover, geboren 1969 in Hamm-Heessen, studierte Diplom-Pädagogik und Kunsttherapie an der Universität Münster. Sie arbeitet als Therapeutin an einer Klinik in Münster und auf der Palliativstation eines Krankenhauses in Bockum-Hövel. Mit ihrer Familie und einigen Tieren lebt sie auf dem Land in Mersch-Drensteinfurt.

SABINE SCHULZE GRONOVER

Die Flucht der blauen Pferde

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für meine Tochter Anna

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: shutterstock.com/501room
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Uta Rupprecht
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-724-4
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Blau ist die einzige Farbe, bei der ich mich wohlfühle.

Franz Marc (1880–1916), deutscher Maler und Grafiker,
Mitbegründer der Künstlergemeinschaft »Blauer Reiter«

PROLOG

Winter 1948/1949

Ende 1948 fand er endlich eine Spur seiner Schwester Maria. Sie sei in einem Jugendheim in Berlin aufgetaucht. Zu Beginn des neuen Jahres machte er sich also auf den Weg und besuchte mehrere Jugendheime in der Umgebung. In Zehlendorf bei Berlin verliebte er sich. Es war eine komplizierte Liebe, denn sie galt einem Haus, dem »Haus am Waldsee«. Und sie endete mit dem Schwur, nie wieder in die Nähe dieses Hauses zu kommen.

Neben der alten Villa, in der zu Kriegszeiten der Präsident der Reichsfilmkammer gewohnt hatte, befand sich ein Jugendheim. Die Villa selbst war gleich nach dem Krieg zu einem Ausstellungshaus für zeitgenössische Kunst umgestaltet worden. Die ersten Ausstellungen zeigten vor allem von den Nazis verachtete Künstler wie Oskar Moll, Henri Matisse und viele andere.

Es war bezeichnend für ihn, dass er zuerst das Museum besichtigte, das herrschaftliche Haus umrundete und seine Hände an alte Steine hielt, bevor er sich in das Jugendheim begab. An einem kalten Tag wie diesem befanden sich die meisten Jugendlichen im Haus. Der Anblick kriegsversehrter junger Männer war den Kindern in Deutschland damals wahrlich nicht fremd, aber der sehr moderne Rollstuhl, mit dem er in die Halle fuhr, fiel auf. Er war müde, seine Knochen schmerzten, und eine Stunde später wusste er, dass die Reise vergebens gewesen war. Maria hatte dieses Heim niemals betreten. Eine freundliche Nonne bot ihm an, in einem der Besuchszimmer zu übernachten. Hätte er doch nur all seine Kräfte mobilisiert und wäre mit dem nächsten Zug weitergefahren!

Er wurde in einem Zimmer einquartiert, in dem auch ein Junge von sechzehn Jahren die Nacht verbrachte. Er mache eine Schreinerlehre im Nachbardorf, erzählte er dem jungen Mann im Rollstuhl, und dürfe für eine Weile im Jugendheim übernachten.

Die Neugierde des Lehrlings traf den übel gelaunten jungen Besucher mit aller Macht. *Was machst du hier? Wieso sitzt du im Rollstuhl? Kannst du noch einen Beruf ausüben? Warst du an der Front?*

Zwei kurze Antworten, die drei neue Fragen hervorriefen. So ging das eine Weile.

»Du kannst alte Bilder reparieren? Echt? He, vielleicht kannst du das alte Ding auf dem Dachboden restarapieren oder wie das heißt. Es ist sehr schön und sehr groß, aber es hat ein paar Schnitte im Stoff.« Der blonde Junge machte zwei, drei Handbewegungen, als würde er den Säbel schwingen.

»Ja, sicher kann man das restaurieren, aber nicht hier und nicht jetzt. Dafür braucht man Farben und Leinwand und sehr viel Zeit. Lass mich schlafen.«

»Schade. Gibt es überhaupt blaue Pferde?«

Der Rest der Nacht war Arbeit, Staub, Qual und pures Adrenalin. Ja, und leider auch Blut. Und Schuld.

Es dauerte eine Stunde, bis er, auf dem Hosenboden rutschend, den Dachboden erreicht hatte. Eiskalt war es hier, viel zu kalt für eine wertvolle Leinwand. Der Junge schlief natürlich längst. Wenn er hier tatsächlich das berühmte Bild von Franz Marc fand, konnte er keine Zeugen brauchen.

Und es stand da, in Kälte und Staub, die Leinwand leicht beschädigt. Es lehnte einfach an der Wand. »Der Turm der blauen Pferde«. Im Winter 1913 von Franz Marc fertiggestellt, von den Nazis 1937 in der Nationalgalerie Berlin konfisziert, als entartete Kunst ausgestellt und von Hermann Göring zu Tauschzwecken billig erworben. Er zweifelte keine Minute an der Echtheit des Gemäldes. Mühsam löste er es vom Rahmen, der scheppernd zu Boden fiel. Leider. Kurze Zeit später vernahm er nämlich Schritte auf der Treppe. Er konnte sich nicht verstecken, ohne seinen Rollstuhl saß er hilflos auf dem staubigen Boden. Unter Qualen zog er sich langsam hoch, lehnte mit wackeligen Beinen und krummen Knien an einer hohen Kiste. Das Stehen tat weh, er atmete flach. In der Hand hielt er noch das Messer, mit dem er die Klammern aus dem Rahmen gezogen hatte.

Ein alter Mann im grauen Kittel, den er einfach über den Schlafanzug gezogen hatte, trat ein und stolperte sogleich über den am Boden liegenden Rahmen. Die Leinwand daneben war bis zur Mitte bereits aufgerollt.

»Was zum Teufel ... He, Sie, was machen Sie denn hier oben? Himmel noch eins, Sie wollen uns beklaugen!«

»Nein, nein, ich soll doch das Bild reparieren. Es hat einige Schnitte im Stoff, und es darf auch gar nicht hier oben gelagert werden.«

Der Mann stand mitten im Raum, die Hände in die Hüften gestemmt. Er warf ihm einen Blick zu und lachte kalt auf. »Sie denken wohl, ich bin blöd? Wer repariert denn nachts eine Leinwand? Alle sind auf der Jagd nach solchen Bildern. Die Monuments Men, die Russen, die Juden und ihre Anwälte und die verfluchten Händler. Das da ist mein Bild. Ich habe es gefunden. Es gehörte Göring, und der ist lange tot.«

Ihm kam ein Gedanke, und er fragte den erzürnten Mann in versöhnlichem Ton: »Wie lange arbeiten Sie hier schon?«

»Seit fast zwanzig Jahren. Ich habe nebenan gearbeitet, als Hausmeister und Mann für alles. Zigmal hat das Haus den Besitzer gewechselt, aber ich bin immer noch da. Und ich lasse mir nichts mehr wegnehmen.«

Drohend trat er einen Schritt auf ihn zu. Er, der schwächliche Dieb, würde sich nicht mehr lange aufrecht halten können. Später würde er sich dann einreden, dass er dem alten Mann sozusagen in die Arme gefallen sei und dabei das Messer unglücklich gehalten habe. Sie stürzten jedenfalls beide übereinander zu Boden. Panisch schlug er um sich, krabbelte von dem anderen weg. Der ältere Mann röchelte nur noch ein paar Minuten, brachte aber kein Wort mehr heraus. Die Spitze des Messers steckte mitten in seiner faltigen Kehle, er ertrank in seinem eigenen Blut.

Eine halbe Stunde saß der junge Mann daneben, dann verbarg er die Leiche unter Gerümpel und schob sie in die hinterste Ecke des Dachbodens. Zitternd nahm er die zusammengerollte Leinwand und kämpfte sich zurück ins Bett. Sein Bett Nachbar schlief tief in die Bettdecke vergraben, er hatte offenbar nichts mitbekommen. Bis die Leiche gefunden wurde, würde er selbst

weit weg sein. Hatte er sich am Anfang der Nacht noch vorgestellt, wie er das verschollen geglaubte und restaurierte Bild von Franz Marc öffentlich ausstellen ließ, strahlend schön im neuen Glanz, so wusste er auf der Rückfahrt, dass niemand je erfahren durfte, dass er es besaß. Mindestens ein Junge wusste von dem Gemälde auf dem Dachboden und kannte den Gast, dem er davon erzählt hatte.

Später erfuhr er, dass das Bild zuvor schon von einem Journalisten im Jugendheim gesehen worden war, der später ein Leben lang danach suchen sollte. Zur Geschichte des alten Hausmeisters passte dagegen die Aussage des Reichskunstwartes Edwin Redslob, der ebenfalls behauptet hatte, das Bild noch nach dem Krieg im Haus am Waldsee, der wunderschönen Villa neben dem Jugendheim, gesehen zu haben. Von dort musste es der Hausmeister mitgenommen haben.

Nun befand es sich in seinem Besitz, und er ahnte, dass es eben kein Unfall gewesen war. Er hatte das Bild haben wollen. Pure Gier hatte ihn getrieben. Er war nicht gestürzt, er hatte sich fallen lassen! Damit war er nun selbst den Bildern verfallen, denn »Der Turm der blauen Pferde« war ja nur der Anfang.

EINS

Gegenwart, Spätsommer

Zwei Wochen schon in dieser Wohnung, und er hatte sich bislang gut gehalten. Er war nicht jähzornig geworden und hatte keine Verschwörungstheorien aufgestellt, sondern stattdessen seine neuen Möbel. Er hatte zwei Bilder aufgehängt, Kunstdrucke von Chagall, weil die »doch so gut zu dem neuen Sofa passen«. Das hatte die Verkäuferin in dem Möbelladen gesagt. Dabei hatte sie ihn angelächelt, als würde sie gerne einmal auf seinem Sofa sitzen. Eine schöne Vorstellung war das, und darum hatte Konstantin die beiden Drucke gekauft. Er wusste nicht einmal, ob sie ihm gefielen. Die Verkäuferin hatte ihm gefallen.

Ein neuer Fernseher stand in seinem Wohnzimmer, und für die Küche hatte er sich eine silberne Kaffeemaschine besorgt.

Sein großes Schlafzimmer war ein schöner Rückzugsort, fand er. Von seinem Bett aus sah er manchmal eine Wäscheleine mit Dessous. Die Leine wurde auf dem Balkon gegenüber gespannt, etwa zweimal die Woche. Und wenn er auf dem Bett lag und den Kopf nur leicht drehte, bewegten sich rote und schwarze BHs, bunte Röcke und, mit etwas Glück, ein Paar hautfarbene Seidenstrümpfe. Man brauchte die Augen nur leicht zuzukneifen, und schon entstanden zwei schöne, schwebende Frauenbeine. Toll. Wenn er den Kopf zur anderen Seite wandte, blickte er auf seinen Kleiderschrank, der viel zu groß war für die wenigen Stücke, die er noch besaß. Aber diese Leere sah man dem geschlossenen Schrank ja nicht an. Menschen sah man innere Leere auch nicht immer gleich an. Das wusste er nur zu gut.

Kennengelernt hatte er in diesem Mehrparteienhaus bislang noch niemanden. Zumindest nicht in der allgemeinen Bedeutung des Wortes »kennenlernen«. Natürlich wusste er, wer hier wohnte; er hörte auch abends oft zu, wenn die junge Frau über ihm ein Telefonat mit einer alten Tante führte. Sie sprach dann nämlich immer sehr laut, und Konstantin vermutete, dass die

ältere Dame im Altenheim lebte. Den Namen dieser Nachbarin kannte er nicht, er stand auch nicht an der Haustür oder am Briefkasten. Herr Schubert von ganz oben, ein Mann in mittleren Jahren, verließ morgens als Erster das Haus. Immer um sieben Uhr dreißig. Da Konstantin noch nie mit ihm geredet hatte, wusste er nicht, welcher Arbeit der Nachbar nachging.

Frau Bartels vom Erdgeschoss und Frau Nawrath aus dem ersten Stock mochten sich nicht besonders. Er hatte schon zweimal mitbekommen, wie die beiden Frauen an den Briefkästen aufeinandergetroffen waren. Du meine Güte, zwischen den beiden stand ein fast sichtbares Feld aus Misstrauen und Vorsicht. Sie umkreisten sich geradezu.

Besonders fasziniert hatte ihn die Beobachtung, dass keine der Frauen ihn im Flur wahrgenommen hatte. Nicht nur Liebe machte blind. Jede der beiden Damen lebte alleine.

Herr Schubert hatte eine Gattin. Ja, so konnte man sie durchaus bezeichnen. Sie war groß und stattlich und trug meistens Kostüme. Zu jedem Kostüm besaß sie ein passendes Halstuch. Sie war sehr freundlich, machte aber nicht viele Worte. Die Schuberts hatten einen sechzehnjährigen Sohn mit Downsyndrom. Ihnen gehörte die Wohnung, in der sie wohnten. Das wusste er, weil die Schuberts gerade erst ihren Balkon mit Holz verkleidet hatten, was Mietern nicht erlaubt war. Frau Schubert arbeitete nicht, sondern kümmerte sich um den Sohn. Angesichts seines Alters war das ungewöhnlich, aber das schien weder Frau Schubert noch Herrn Schubert zu stören. Eventuell störte es den Sohn. So genau hatte Konstantin das noch nicht in Erfahrung gebracht.

Zu guter Letzt gab es in seinem Mehrparteienhaus noch den Greis. So nannte er den uralten Mann, der unten rechts im Erdgeschoss wohnte. Man sah ihn nur selten, aber man hörte ihn oft. Gesehen hatte er diesen Nachbarn eigentlich nur zwei Mal. Einmal war er zufällig genau dann vor dessen Wohnung vorbeigegangen, als der Alte seiner Pflegerin die Tür öffnete. Konstantin hatte einen alten dünnen Mann im Rollstuhl gesehen, dessen Gesicht beim Anblick der Pflegerin nicht unfreundlicher hätte sein können. Aber hören konnte man den Alten häufiger,

wenn er sich am offenen Fenster über diverse Ereignisse und Angelegenheiten des Stadtlebens mokierte. Es verwunderte Konstantin, woher dieser Mann die Kraft nahm, mit so lauter Stimme anhaltend zu schimpfen. Der Name des Greises stand unten auf der Klingel: Antonius Adler. Ein klasse Name, dachte Konstantin, zumal er sich bei diesem Namen einen blonden Hünen mit aristokratischem Gesicht vorstellte. Aber auch Hünen und Adonisse konnten altern; wer wusste, wie der Greis vor sechzig Jahren ausgesehen hatte.

Konstantin war in den letzten Jahren etwas menschen-scheu geworden und fürchtete, dass die Menschen ihm ansahen, wo er herkam. Darum hatte er beim Einzug Postkarten geschrieben, auf denen er sich kurz vorstellte: *Konstantin Neumann, 33 Jahre alt, Homeworker für eine größere Firma, allein lebend und Ihr neuer Nachbar*. Dann hatte er noch seine Telefonnummer darunter gesetzt und die Karten in die Briefkästen geworfen. Na gut, er musste zugeben, eigentlich hatte seine Schwester diese Karten vorbereitet und auch verteilt. Sie fand, so ein Akt der Höflichkeit müsse sein. Ihm war es im Prinzip egal. Irgendwann lernte man sich halt kennen. Aber sie hatte recht gehabt, wie so oft. Schon am nächsten Tag war er freundlich begrüßt worden. Frau Nawrath war sogar im Treppenhaus stehen geblieben und hatte ihn gefragt, ob er sich schon eingelebt und wo er vorher gewohnt habe. »Jaja, danke. Im Süden«, log er schnell. Dann ließ er ihr schüchtern den Vortritt und ging zurück in seine Wohnung.

Zwei Tage später hatte er selbst eine Postkarte im Briefkasten. Darauf standen nur wenige Worte, und die waren aus Zeitungsschnipseln zusammengesetzt: *Du musst wieder ausziehen! Sofort! Bitte!*

Da hatte wohl jemand seine Vergangenheit durchleuchtet und wollte ihn vertreiben. Es klang gar nicht mal unhöflich, eher wie ein dringender Rat, aber es konnte auch eine Drohung dahinterstecken. Er warf die Karte einfach in den großen Mülleimer im Hausflur. Sollten seine Mitbewohner ruhig sehen, dass ihn so etwas nicht interessierte. Sein Bewährungshelfer hatte ihn auf Anfeindungen vorbereitet. Aber auf keinen Fall durfte seine

Schwester Anja davon erfahren. Sie schien sich nach langer Zeit endlich mal zu entspannen.

Nachts stand Konstantin häufig auf, um durch die Räume zu wandern. Er ließ alle Türen offen, knipste die Lichter an und wieder aus. Toll fand er das, diese Ruhe im Haus, das bequeme neue Bett und das Knarren der Holzdielen. Eine eigene Wohnung zu haben fühlte sich großartig an. So schmeckte Freiheit. Tagsüber musste er viel am Computer arbeiten, er hatte schließlich einen Job. Aber das nächtliche Aufstehen behielt Konstantin bei.

Und damit fing alles an. Die ganze Misere in diesem Sechsparteien-Haus.

Am Donnerstag stand er um halb drei in der Nacht auf. Es war am Tage recht warm gewesen, neunundzwanzig Grad, und alle hatten ihre Fenster offen stehen. Weit offen. Er befand sich auf seinem Balkon und starrte hinauf zum Mond, als er das Geräusch hörte. Es war ein leises Summen, ein Fahrraddynamo. Dieses Geräusch vernahm man in dieser Stadt nun wirklich oft genug. Vor dem Haus hörte das Summen abrupt auf, und das Fahrrad wurde in den Ständer gestellt. Dann drückte jemand auf eine Türklingel. Das wusste Konstantin, weil er sich über seinen Balkon gebeugt hatte und einen dunklen Arm am Klingelbrett sehen konnte. Doch wie merkwürdig: Der späte Besucher schloss dennoch unten die Haustür auf. Man schellte doch entweder, weil man jemanden im Haus besuchen wollte, oder man schloss auf, weil man dort wohnte und natürlich einen Schlüssel besaß. Ohne nachzudenken, rannte er zur Wohnungstür und guckte durch den Spion. Es kam jedoch niemand die Treppe herauf.

Konstantin wohnte im ersten Stockwerk. Das hieße ja, dass der Greis oder Frau Bartels um diese Zeit Besuch bekamen. Vielleicht war es ein Sohn, der einen Schlüssel besaß, aber den Vater oder die Mutter mit dem Klingeln warnen wollte, damit er oder sie sich nicht erschreckte?

Oder es war die Pflegerin, weil es dem Greis heute Nacht schlecht ging? Er hatte den geheimnisvollen Besucher nur von

hinten gesehen, und das auch nur schemenhaft, es hätte sowohl ein Mann als auch eine Frau sein können. Die Gestalt war dunkel gekleidet gewesen und hatte eine bordeauxrote Mütze getragen, so viel hatte er erkannt. Schon seltsam, dass jemand in einer so warmen Sommernacht eine Strickmütze trug, überlegte Konstantin und hoffte, dass nicht gerade einer seiner Nachbarn überfallen wurde. Leise öffnete er seine Wohnungstür, wohl wissend, dass er sich aus solchen Dingen heraushalten sollte. Mit seiner Vergangenheit führte so etwas leicht zu Komplikationen, die ihm dann wieder keiner glauben wollte. Er streckte trotzdem seinen Kopf aus der Tür, schloss die Augen und lauschte konzentriert. Keine Hilferufe, kein Rumoren. Stille. Gerade wollte er auf bloßen Füßen und nur in Boxershorts mit kleinen Elefanten darauf zum Treppengeländer schleichen, da ging unten eine Tür auf, und die Stimme des Greises schimpfte leise: »Jetzt geh schlafen, es ist halt, wie es ist. Ich brauche meine Ruhe.«

So leise wie möglich schloss Konstantin seine Tür und rannte ins Wohnzimmer zum Balkon. Doch auf eine dunkel gekleidete Gestalt wartete er vergeblich. Die Haustür öffnete sich nicht mehr.

Offenbar hatten sich zwei Bewohner des Hauses mitten in der Nacht besucht. Inzwischen war die dunkel gekleidete Person sicher längst an Konstantins Wohnung vorüber.

»Mist, verdammter, wäre ich doch an der Wohnungstür geblieben.« Er trat noch einmal in den Flur hinaus, lauschte und ging ein paar Stufen hinunter. Mit einem Knacken sprang die Treppenhausbeleuchtung an, und das Blut war nicht zu übersehen. Es klebte auf drei der Stufen, und am Geländer war ein blutiger Abdruck. Doch alle Spuren endeten in der Mitte der Treppe, die zum ersten Stock hinaufführte. Konstantin lief hoch bis zur obersten Etage in der Hoffnung, noch eine weitere Blutspur zu entdecken, doch da war nichts mehr. Kein Hinweis, wer der Bewohner gewesen war. Sein leiser Fluch verhallte in der warmen Luft im Treppenhaus. Er kehrte in seine Wohnung zurück, atmete tief durch. Er durfte sich nicht in fremde Angelegenheiten einmischen. Wie oft hatte sein Therapeut ihm das gesagt? Jemand hatte vielleicht Nasenbluten gehabt, ein Taschentuch

hervorgeholt und damit die Blutung stoppen können. Trotzdem setzte er sich an seinen kleinen Küchentisch und dachte nach. Vieles im Leben konnte man kognitiv erschließen.

Menschliches Verhalten neigte mitunter zu Absurditäten, aber ein nächtlicher Besuch bei einem Greis, der im Rollstuhl saß, schloss einen amourösen Grund wohl aus. Die Person war unterwegs gewesen, es lag nahe, dass sie dem alten Herrn von der Unternehmung hatte berichten wollen, warum auch immer. War sie überfallen worden? Es konnte ja nichts Ernstes gewesen sein, sonst hätte der Alte seinen Besuch doch nicht einfach ins Bett geschickt. Frau Bartels aus der Wohnung gegenüber von Herrn Adler war zu füllig und zu klein, um der dunklen Gestalt zu entsprechen, die er schemenhaft gesehen hatte. Die unbekannte Frau, die über ihm wohnte, könnte es gewesen sein, ebenso wie Frau Schubert oder Herr Schubert. Die beiden waren fast gleich groß. Frau Nawrath als nächtliche Radfahrerin konnte er sich kaum vorstellen. Sie war schlank, fast hager, aber unsportlich und langsam. Allein die Vorstellung, dass sie in enge schwarze Kleidung schlüpfte und sich auf ein Fahrrad schwang, war lächerlich. Allein in der Dunkelheit fuhr sie vermutlich höchstens noch mit einem Taxi irgendwohin.

Langsam stand Konstantin auf und begab sich wieder in sein Bett. Höchste Zeit, dachte er, höchste Zeit, dass ich mal meine Mitbewohner und ihre Aktivitäten genauer unter die Lupe nehme.

Am nächsten Morgen richtete er sich seinen Arbeitsplatz auf dem Balkon ein. Er stellte seinen Laptop auf den kleinen Tisch dort, spannte einen Regenschirm als Sonnenschutz auf und versorgte sich mit einer Flasche Wasser, dem Telefon und einem Notizbuch. Bereits nach einer halben Stunde fand er etwas heraus: Das Arbeiten auf einem Balkon in Südwestlage verlangte Tapferkeit und die robuste Natur eines Wüstenbewohners. Die Hitze staute sich auf den zwölf Quadratmetern, und die Sonne brannte erbarmungslos auf den Beton unter seinen Füßen. Aber an diesem Tag hatte er andere Prioritäten, als für seinen Arbeitgeber eine einigermaßen sinnvolle Leistung zu erzielen. Hier draußen be-

kam er nun einmal mehr von den Aktivitäten seiner Nachbarn mit. Es war Freitag, und er tröstete sich damit, dass am Ende der Woche bei den meisten Menschen die Leistungsfähigkeit nachließ. Herr Schubert hatte wie üblich schon früh das Haus verlassen. Sein Sohn war kurz darauf mit dem Bus zur Schule gefahren.

Planänderung, schrieb er also in seine Datei »Notizbuch«. Meistens brachte nämlich Frau Schubert ihren Sohn mit dem Auto, einem silbernen Smart, persönlich zur Schule. Heute strahlte der Sohn, denn er genoss ausnahmsweise Freiheiten, die eigentlich selbstverständlich sein sollten. Münster besaß genügend Förderschulen, er hatte keine Ahnung, wie weit der Junge fahren musste.

Die Unbekannte, die über seiner Wohnung wohnte, verließ das Haus um acht Uhr. Sie fuhr mit dem Fahrrad, und er sah ihren leichten Sommerrock wie eine bunte Fahne im Fahrtwind wehen. Um zehn Uhr kam der Pflegedienst für den Greis. Dazu hatte sich Konstantin den Wecker auf kurz vor zehn gestellt, damit er an der Wohnungstür Stellung beziehen konnte. Er musste wissen, ob die Dame einen Schlüssel besaß.

Wenn sie einen besaß, benutzte sie ihn jedenfalls nicht. Sie wartete vor der Haustür und dann noch einmal vor der Wohnungstür, bis Herr Adler ihr öffnete.

»Bin heute müde, machen Sie es kurz«, hörte er den alten Herrn knurren. Kein Wunder bei dem spätnächtlichen Besuch, dachte Konstantin und schloss leise seine Tür. Während er sich wieder auf dem Balkon niederließ, fragte er sich, was wohl Frau Schubert heute Morgen tat. Schief sie lange, weil sie nachts unterwegs gewesen war? Warum hatte sie ihren Sohn heute nicht zur Schule begleitet? Er könnte unter irgendeinem Vorwand bei ihr klingeln. Doch Konstantin beherrschte keinen Small Talk. Er beherrschte nicht einmal einen richtigen »Talk« besonders gut. So etwas nahm ihm meist seine Schwester ab. Die Verhandlungen mit dem Verwalter seiner Wohnung hatte auch sie übernommen. Konstantin war einfach aus der Übung gekommen. Er würde es zunächst mit Geduld und Beobachtung versuchen.

Um zwölf Uhr bekam er rasende Kopfschmerzen und musste seinen Posten erst einmal aufgeben. Mit einem kalten Waschlappen auf der Stirn und einer kräftigen Brühe versuchte er, seine körperliche Fitness wieder herzustellen. Offenbar blieben bei der Hitze heute alle in ihren Wohnungen. Außer dem Besuch des Postboten hatte es keine weitere Bewegung an der Haustür gegeben. Herr Schubert war schon um halb drei nach Hause zurückgekehrt.

Später am Nachmittag kam dann etwas Bewegung ins Haus. Frau Nawrath, seine direkte Nachbarin, schloss soeben ihre Wohnungstür ab, und er hörte sehr langsame Schritte die Stufen hinunter. Vom Balkon aus sah er sie schließlich in Richtung Supermarkt gehen. Sie wohnten hier in der ruhigen Aaseestadt, benannt nach dem künstlich angelegten Aasee, der ganz in der Nähe lag. Es war eine angenehme Wohngegend, in den sechziger Jahren entstanden, als man Wert darauf legte, dass zwischen den Häusern mehr Platz war. Es gab in Münster auch Häuserreihen, da konnte man mit der linken Hand seine Haustür öffnen und mit der rechten Hand beim Nachbarn läuten.

Frau Nawrath trug eine dünne Einkaufstasche. Ihr langes Sommerkleid aus einem Stoff, der an ein polnisches Kopftuch aus Kriegszeiten erinnerte, hing glatt an ihr herunter, weil es von keiner weiblichen Rundung aufgehalten wurde. Sehr, sehr langsam ging sie die Straße hinab. Erst jetzt fiel ihm auf, dass sie wunderschöne kastanienbraune Haare besaß, die ihr in einem welligen Zopf über den Rücken fielen. Wie alt mochte diese Frau sein? Er schüttelte über sich selbst den Kopf.

Kurze Zeit später vernahm er schnelle, dynamische Schritte im Treppenhaus. Sobald sie an seiner Wohnung vorbei waren, öffnete er ganz leise und vorsichtig die Tür. Und erschrak zutiefst. Denn er befand sich vis-à-vis mit einem Gesicht, einem weiblichen. Nur im Hintergrund registrierte er, dass auf der obersten Etage eine Tür geöffnet wurde und sich sofort wieder schloss. Vor ihm stand eine Frau mit einem Hund an der Leine.

»Himmel, Konstantin, stehst du etwa den ganzen Tag hinter deiner Tür? Du hast mich echt zu Tode erschreckt!« Seine Schwester drängte sich an ihm vorbei und lief direkt in die

Küche. Den Hund zog sie einfach hinter sich her. Das Tier wedelte mit dem Schwanz, offenbar fand es das auch noch toll.

Anja war fast so groß wie er, was sie allerdings vor allem ihren hohen Schuhen verdankte. Irgendwann würde sie beim Treppensteigen oder Autofahren verunglücken, da war er sich sicher. Sie hingegen war sich sicher, dass sie irgendwann einen guten Orthopäden brauchen würde, weil ihre Füße sich verformt hatten. Stolpern würde sie nur in flachen Schuhen. Das Tier, das sie da hinter sich herzerzte, kannte er allerdings nicht. So trottete Konstantin ebenfalls in die Küche, wo Anja gerade eine pralle Einkaufstasche auf den Tisch stellte. Dann drückte sie ihm ihre Autoschlüssel in die Hand.

»Bist du so lieb und holst das Körbchen aus dem Kofferraum?«

Da seine Gedanken noch immer zwischen der Observierung der Mitbewohner und dem überraschenden Besuch seiner Schwester nach Orientierung suchten, trabte er brav hinaus ins Treppenhaus. Erst als er den großen Hundekorb aus dem Kofferraum hob und ihm das Preisschild fast ins Auge flatterte, wurde er misstrauisch. Er drückte den sperrigen Schaumstoffkorb durch die Eingangstür und war peinlich berührt, als er auf Widerstand stieß. Jemand lachte und machte: »Wau! Wenn Sie weiterdrücken, falle ich Ihnen ins Körbchen.«

Da stand sie, die Unbekannte von oben, und grinste ihn schelmisch an. War ja klar, dass einem wie ihm dann nichts einfiel außer: »Sorry.«

»Haben Sie einen Hund? Sie sind doch der neue Mitbewohner, oder?«

»Nein, nein, das täuscht.« Jetzt lachte sie sogar, und er sagte schnell: »Also ja, natürlich, ich bin neu hier, aber ich habe eigentlich keinen Hund. Meine Schwester hat gerade einen mitgebracht.« Unbeholfen zeigte er nach oben und bemühte sich, seinen Kopf an dem Hundekorb vorbeizustrecken. Sie war blond, seine Nachbarin, und sie hatte viele Sommersprossen um Nase und Mund. Niedlich sah sie aus und selbstbewusst.

»Ich heiße Konstantin und muss jetzt nach oben.« Verdammt, was war das denn für ein Satz? Hätte er die Hände frei gehabt, hätte er sich mindestens eine Hand gegen die Stirn geknallt.

»Und ich heiße Susanne und muss jetzt nach unten«, sagte sie und zwangte sich an ihm vorbei, um zum Keller zu kommen.

Konstantin dachte darüber nach, ob sie ihm wohl ihren Nachnamen genannt hätte, wenn er sich mit »Konstantin Neumann« vorgestellt hätte.

»Ah, wie schön. Stell den Korb am besten in den Flur.« Seine Schwester stand bereits im Türrahmen, ohne Leine und ohne Hund. »Anja?«, fragte er. »Anja, was wird das hier?« Mit Schwung ließ er die Schaumstoffwanne fallen und hielt suchend Ausschau nach dem Hund. Anja umarmte ihren Bruder plötzlich und rief: »Herzlichen Glückwunsch. Das ist Goofy, und er ist mein Geschenk an dich. Er ist fünf Jahre alt, stubenrein, superruhig und ist es gewohnt, auch mal alleine zu bleiben. Du wirst ihn lieben!«

»Ich möchte mich nicht in einen Hund verlieben.« Konstantin fühlte sich überrumpelt. Goofy kam soeben aus seinem Schlafzimmer. Er hatte einen grünen Socken im Maul und legte sich damit vorsichtig in das Körbchen. Als sie beide bei einer Tasse Kaffee in der Küche saßen und Goofy auf dem Balkon stand und die Straße beobachtete, erkannte er eine Seelenverwandtschaft mit dem Hund.

Anja erzählte ihm einiges über Goofy. Er war ein Polizeihund, der vorzeitig in Rente geschickt worden war, denn aufgrund einer Verletzung war sein Geruchssinn gestört. Als Rauschgift-hund war er somit unbrauchbar. Goofy war ein Golden Retriever mit fast schwarzen Kulleraugen, und er war es, wie seine Schwester erklärte, gewohnt, auf verschiedene Leute zu hören. »Dein Bewrungshelfer hat über einen Kollegen bei der Polizei von Goofy gehört und mich vorgestern angerufen. Er meinte, dass Menschen wie dir ein Hund guttte.«

Menschen wie mir, dachte Konstantin, wer war denn schon so wie er? Und war das nun eine Auszeichnung, dass Menschen wie er mit Hunden zusammenleben sollten? Weil sie besser nicht mit anderen Personen zusammenlebten? Anja musste seinen Gesichtsausdruck bemerkt haben. Eilig fügte sie hinzu: »Weil du doch so viel am Computer arbeitest und dabei oft die Zeit

vergisst. So ein Hund, der fordert schon mal die eine oder andere Pause ein. Du kommst an die frische Luft und hast Gesellschaft.«

»Ach so«, sagte Konstantin und blickte auf den Hund, der seinen Posten auf dem Balkon verlassen hatte und konzentriert an einem Faden der Socke zog, die er sich in sein Körbchen gelegt hatte. »Ich habe im Februar Geburtstag, das weit du ganz genau.«

»Goofy, komm doch mal her«, rief seine Schwester jetzt völlig unbeeindruckt. Der Hund sprang sofort auf, ließ die Socke los und stand schwanzwedelnd vor ihr. Sie lobte und streichelte ihn. »Wenn es mit euch beiden nicht klappt, hole ich ihn in einer Woche wieder ab. Dann behalte ich Goofy selbst.« Sie streichelte weiter den Kopf des Hundes und machte dabei ein etwas dmmliches Gesicht, fand Konstantin.

»Er ist so lieb und total auf Menschen bezogen.«

Armer Kerl, dachte Konstantin. Schon für einen Menschen war der Kontakt mit anderen Menschen schwer genug.

»Okay, er kann bleiben. Aber wenn er nervt, holst du ihn ab. Kann er irgendetwas besonders gut? Post hochholen oder aufräumen?«

»Er kann nett sein, und zwar den ganzen Tag, toll, oder?« Seine Schwester grinste ihn an, und er wusste, dass sie diese Bemerkung wirklich ernst gemeint hatte.

»Dann schauen wir mal, ob er diese Frohnatur in meiner Gesellschaft beibehält.«

Als Anja später wieder in ihr Auto gestiegen war, fühlte er sich mit dem Hund in seiner Wohnung schon etwas komisch. Doch bereits am nächsten Tag erkannte er die Vorteile seines neuen Mitbewohners. Beim Frühstück lag Goofy zu seinen Füßen, und wenn ihm etwas herunterfiel, hob der Hund es auf und hielt es ihm in seiner feuchten Schnauze hin. Gut, bei seiner zu Boden gefallenen Zahnbürste störte ihn diese flinke Hilfsbereitschaft etwas, aber der Retriever zeigte sich wirklich von einer sympathischen Seite. Kaum war am Morgen alles aufgeräumt, hielt Goofy die Hundeleine im Maul und stand vor der Wohnungstür. Seine Schwester hatte an alles gedacht. Leine, Spielzeug, Futter

und Leckerli, einen Hundenapf und sogar kleine Hygienebeutel für das Geschäft an unpassender Stelle.

Münster war eine saubere Stadt, deren Bürger bei derartigen Verfehlungen sehr aufmerksam waren. Heute war Samstag. Nicht weit entfernt von dem Mehrfamilienhaus gab es einen Park, in dem Konstantin mit seinem neuen Hund gut aufgehoben war. Da es hier an diesem Morgen menschenleer war, ließ er Goofy von der Leine. Kein Problem, wie er feststellte. Der Hund hörte auf Zuruf und entfernte sich nur wenige Meter von seinem neuen Herrchen.

Es war ein sehr schöner Spaziergang, bis ihnen beiden eine Sprinterin begegnete. Sie rannte auf einer sattgrünen Wiese eine bestimmte Strecke in vollem Tempo und stoppte dabei jedes Mal die Zeit. Jogger bewiesen in Konstantins Augen schon eine gewisse abnorme Neigung, aber in dem, was diese Frau da trieb, konnte er nur schwer eine entspannte Ertüchtigung erkennen. Um die schöne Gegend und die frische Luft ging es ihr bestimmt nicht.

Goofy schien ähnlicher Meinung zu sein, denn plötzlich jagte er in einem beeindruckenden Tempo hinter der Dame her, holte sie spielend ein und brachte sie zum Stehen, indem er sich vor sie stellte und knurrte. Das Knurren hörte Konstantin aber erst, als er den Hund endlich eingeholt hatte. Ach herrje, es war Susanne, seine Nachbarin. Erschrocken schaute sie ihn an, und er beeilte sich zu sagen: »Entschuldigung, Goofy ist ein Polizeihund.«

Sie schaute noch erschrockener und fragte: »Sie arbeiten bei der Polizei?«

»Nein, ich nicht. Der Hund, aber man hat ihn in Rente geschickt. Vielleicht weiß er noch nicht, dass er nun in Rente ist. Er konnte Rauschgift orten.«

Sie lachte, aber nur ein wenig. »Ich habe kein Rauschgift bei mir.«

»Er kann es inzwischen auch nicht mehr riechen. Wahrscheinlich hat er auf Ihr Wegrennen reagiert und dachte, Sie wollten fliehen. Es sah auch so aus.« Er presste die Lippen aufeinander und streichelte Goofy den Kopf. Das war wohl die richtige Geste, denn Goofy gab seinen Wachposten auf und schnüffelte auf der

Wiese herum, während Susanne sich Schweißperlen von der Stirn wischte.

»Warum machen Sie das? Dieses Auf- und Abrennen?«

»Es macht mir Spaß. Ich möchte schneller werden. Vielleicht muss ich ja irgendwann einmal fliehen.« Er betrachtete sie und dachte, dass Leute wie sie wohl nie fliehen mussten, außer wenn sie mit ihren Kindern Fangen spielten.

»Halten Sie den Hund fest, ich renne jetzt nach Hause«, sagte sie, und dreißig Sekunden später war sie weg.

Andere hätten bei einem solchen Treffen sicher den Nachnamen herausgefunden, er wusste dafür, dass sie sich auf eine eventuelle Flucht in ihrem Leben vorbereitete. Mit einem schrägen Lächeln machte er sich ebenfalls auf den Heimweg. Unten im Flur traf er Frau Bartels, die ihre Tageszeitung aus dem Briefkasten nahm. Sie strahlte ihn unerwartet an, doch als sie sprach, merkte er, dass das Strahlen nicht seiner Person galt. »Oh, wie süß, Sie haben einen Hund. Wie heißt er denn? Na, komm doch mal her, mein Hübscher.«

Goofy gefielen diese Worte und noch mehr wohl der liebevolle Tonfall. Er schmiegte sich an Frau Bartels kräftige Oberschenkel und leckte, was er zum Lecken fand.

»Goofy heißt er«, sagte Konstantin und bewunderte die Hingabe, mit der Mensch und Hund sich da gerade kennenlernten.

»Ich liebe Hunde, müssen Sie wissen«, sagte Frau Bartels.

»Warum haben Sie denn dann nicht auch einen Hund?«

»Ich habe leider eine Hundehaarallergie.« Frau Bartels ließ sich gerade tatsächlich am Ohr lecken. Endlich löste sie sich von Goofy und wünschte ihm noch einen guten Tag.

Konstantin dachte nach. Drei Wochen lang hatte kaum einer ein Wort mit ihm gewechselt, aber seit vierundzwanzig Stunden hatte er plötzlich schon mehrere Bewohner besser kennengelernt. Der Hund war klasse. Er selbst brauchte nichts weiter zu machen, als die Leine in der Hand zu halten. Gut gelaunt legte er im Computer eine Namensliste seiner Nachbarn an und schrieb zu jedem Namen, was er über die Person bereits wusste.

Herr Adler: Rollstuhlfahrer, alt, täglicher Besuch einer Pflegekraft, meist morgens, schimpft gerne und viel, hat in der Nacht (Datum) kurz

Besuch empfangen (wahrscheinlich aus dem Haus). Und nach kurzem Nachdenken ergänzte er: *Besucher blutete stark!*

Zu guter Letzt schrieb er seinen eigenen Namen dazu. *Konstantin Neumann: Besitzt einen ehemaligen Polizeihund, arbeitet zu Hause, bekommt regelmäßig Besuch von seiner Schwester, fürchtet sich vor Clowns.*

Beim Abendbrot, einer Pizza Funghi aus dem Eisfach seines Kühlschranks, schellte es an seiner Wohnungstür. Und danach klopfte es auch noch. Der Besucher stand bereits oben vor der Tür. Goofy blickte zu Konstantin und erwartete offenbar einen Hinweis, was zu tun sei. »Bleib mal sitzen, Goofy. Das ist sicher nicht für uns.«

»Hi, ich bin Kevin. Du hast einen Hund. Ich habe dich gesehen. Ich mag Hunde sehr.«

Goofy blieb zwar artig sitzen, wedelte aber nun so schnell mit der Rute, dass er bald eine Kerbe in den Parkettboden reiben würde. Etwas befangen öffnete Konstantin. Kevin war der Sohn der Schuberts. Er war sehr groß, fiel Konstantin jetzt auf, und kräftig für sein Alter. Als er Goofy sah, strahlte Kevin von einem Ohr zum anderen, blieb aber an der Schwelle stehen. Wie ein Türsteher, dachte Konstantin und bat den Jungen zögernd herein.

»Super, danke.« Mit einem Knall war die Tür zu, und Kevin kauerte auf dem Boden, auf gleicher Höhe mit dem Hund.

»Ich bin Konstantin, Konstantin Neumann.«

Er stand hilflos in seiner eigenen Wohnung.

»Weiß ich doch schon lange, steht an deiner Klingel.« Kevin spielte weiter mit dem Hund, ohne aufzuschauen.

»Wissen deine Eltern, dass du hier bei mir bist?« Kaum war die Frage raus, tat es ihm schon leid. Hatte seine Stimme nicht zu streng geklungen?

Jetzt guckte der Junge nämlich kurz hoch. »Ich bin sechzehn!«

Wenn Kinder auf ihr hohes Alter hinwiesen, dann meist, um ihre Unabhängigkeit klarzustellen. Wahrscheinlich wussten die Schuberts also nicht, dass ihr Sohn gerade den neuen Mieter besuchte.

»Willst du etwas trinken, Kevin?« Er hätte sich nicht träumen

lassen, dass er einen solchen Namen einmal aussprechen musste. Der arme Junge. Mit dem Downsyndrom auf die Welt zu kommen und bei überfürsorglichen Eltern aufzuwachsen – das waren bereits zwei erhebliche Startschwierigkeiten. Wenn man dann auch noch auf den Namen Kevin getauft wurde, klang das nach Spott und Hohn für den Rest des Lebens.

»Hast du Cola da? Oder Red Bull?«

Konstantin ging in die Küche und goss dem Jungen Orangensaft ein. Kevin und Goofy verstanden sich prächtig. Sie standen jetzt auf dem Balkon, und Goofy zerrte an einem Strick, den der junge Besucher am anderen Ende festhielt. Für beide schien dies ein ernst zu nehmendes Kräftemessen zu sein. Kevin hing die Zunge seitlich aus dem Mund, und er wirkte bei dem Spiel sehr konzentriert.

Konstantin stellte das Glas auf den Tisch, setzte sich und fragte: »Gestern durftest du mit dem Bus zur Schule fahren, nicht wahr?«

»Das darf ich immer, aber finde ich doof.«

»Oh«, machte Konstantin erstaunt. Er hatte die Schuberts wohl doch falsch eingeschätzt. Oder der Junge flunkerte ein wenig.

»Gestern habe ich mich mit meiner Mutti gestritten. Hast du noch deine Mutti?« Goofy hatte sich nun das Seil geschnappt und war in sein Körbchen gerannt.

Konstantin schob Kevin den Saft zu. »Nein, habe ich nicht.«

»Du kennst gar kein Red Bull, habe ich recht?« Der Junge grinste, trank das Glas aber in einem Zug leer. »Meine Mutti schimpft, wenn ich Red Bull haben will. Es tut mir nicht gut, sagt sie. Aber weißt du was? Mit sechzehn Jahren ist mir gesund oder nicht echt total egal. Mein Freund raucht, und das ist sogar richtig scheiße. 'schuldigung.«

Konstantin fragte: »Was machen deine Eltern denn so, Kevin?«

»Was meinst du? Was sollen die schon machen?« Der Junge sprang auf und schaute über die Brüstung des Balkons. »Ich muss gehen, meine Eltern kommen zurück.«

Gerade parkte ein Auto auf den Parkplätzen vor dem Haus. Frau Schubert saß am Steuer, ihr Mann stieg aus und trug die Handtasche seiner Frau.